



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE LUTHERBIBEL

Sommersemester 2022

PREDIGTEN

- 1 Wissen ist Stückwerk**
1. Korinther 13
Prof. Dr. Martin Wallraff
Sonntag Jubilate, 8. Mai 2022

- 2 Auf Adlerflügeln getragen**
Exodus 19,1-6
Prof. Dr. Kristin Weingart
Sonntag Rogate, 22. Mai 2022

- 3 Zungen des Geistes**
Apostelgeschichte 2,1-11
Prof. Dr. Christoph Kähler, Landesbischof i.R.
Pfingsten, 5. Juni 2022

- 4 Luthers „Allein“**
Römer 3,21-28
Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Levin
Trinitatis, 12. Juni 2022

- 5 Eine stroherne Epistel**
Jakobus 2,14-18
Prof. Dr. Jan Heilmann
3. Sonntag nach Trinitatis, 3. Juli 2022

- 6 Buchstabe und Geist**
2. Korinther 3,3-6
Dr. Johan Schloemann, Süddeutsche Zeitung
5. Sonntag nach Trinitatis, 17. Juli 2022

Wissen ist Stückwerk

1. Korinther 13

LUTHERBIBEL

Universitätsgottesdienste, SoSe 22

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelnzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und meinen Leib dahingäbe, mich zu rühmen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

Die Liebe höret nimmer auf, wo doch das prophetische Reden aufhören wird und das Zungenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser prophetisches Reden ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Stückwerk!

Liebe Gemeinde, wenn Sie wissen wollen, was Stückwerk ist, und wenn Sie es sehen wollen, dann müssen Sie nach Basel fahren. Dort hat vor wenigen Tagen eine Ausstellung zu diesem Thema eröffnet. Im Museum der Kulturen, einer eindrucksvollen und eindrucksvoll reichen Wunderkammer von allem Möglichen und Unmöglichem aus aller Welt. „Stückwerk“ – so verspricht der Flyer, und dann im Untertitel: Geflickte Krüge, Patchwork, Kraftfiguren. Das ist Stückwerk im ganz wörtlichen Sinne. Da geht es um Objekte. Es geht um etwas Dingliches. Wir merken, dass Stückwerk und Werkstück miteinander verwandt sind. Es geht um Hergestelltes, Verfertigtes – und dann eben Zerbrochenes, Kaputtes. Die Objekte sind, so weiterhin der Werbetext zur Ausstellung, „beschädigt, geflickt, unvollkommen. Statuen fehlen Arme, Köpfe sind ohne Körper, Gefäße weisen sichtbare Nähte auf, wo sie – mal kunstvoll, mal pragmatisch – repariert wurden.“ [<https://www.mkb.ch/de/ausstellungen/2022/stueckwerk.html>] Es sind Objekte mit Schrammen und Kerben, Objekte mit Gebrauch und Geschichte. In meinem Elternhaus gab es über Jahre hinweg eine Tasse ohne Henkel, die dennoch aufbewahrt und benutzt wurde. Sie hieß die „kaputtene Tasse“.

Stückwerk: wir verstehen, was gemeint ist. Es ist ein starkes Wort, das von allein und spontan seine Botschaft übermittelt. Jeder versteht es und jeder kennt es, obwohl es nicht eigentlich Teil der Alltagssprache ist. Wenn eine Tasse zerbricht, würde niemand sagen: Hast du das Stückwerk schon aufgekehrt? Oder: Wo ist denn nur das Stückwerk vom alten Fernseher? Warum haben die Basler Ausstellungsmacher gerade dieses Wort gewählt, obwohl es doch auch solche schönen deutschen Wörter gegeben hätte wie „Flickwerk“ oder – unterdessen schon ebenso deutsch – „patchwork“ oder einfach „Fragmente“?

Warum Stückwerk? Wer hat's gewählt und wer ist schuld? Luther ist schuld, in letzter Instanz, und ich bin sicher, dass die Ausstellungsmacher das wussten (auch wenn es nicht im Flyer steht). Selbst in der reformierten Schweiz. Stückwerk ist ein wunderbares Beispiel für die sprachprägende Kraft von Martin Luther. Er hat das Wort in seiner Bibelübersetzung gebraucht und geprägt. Wir sehen uns das gleich noch genauer an. Nicht selten sind Wendungen und Worte Luthers aus seiner Bibelübersetzung in den allgemeinen Schatz der deutschen Sprache eingegangen. Mit Feuereifer und Herzenslust: das sind Beispiele, und unter genau diesem Titel

hat der Kölner Germanist Hartmut Günther solche Fälle gesammelt [Berlin 2017]. In den meisten dieser Fälle macht sich kaum jemand bewusst, dass es Luther war, der die Worte so geprägt hat, wie wir sie heute kennen.

Das ist bei Stückwerk anders. Es ist der seltene Fall, wo der Lutherbezug in bildungssprachlichen Kontexten weiterhin klar ist. Wer das Wort gebraucht, zitiert direkt oder indirekt 1. Korinther 13, zitiert den Text, den wir gerade gehört haben. Ich lese noch einmal den entscheidenden Passus (V. 9-12): „Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser prophetisches Reden ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“

Wissen ist Stückwerk: Man hätte das nicht so ausdrücken müssen. Oder genauer gesagt: Man hätte es eigentlich nicht so ausdrücken dürfen. Denn das *ex parte cognoscimus* der Vulgata wäre korrekter und unauffälliger mit „wir erkennen teilweise“ wiedergegeben, und so machen das andere Bibelübersetzungen auch oft. Frühe deutsche Bibelübersetzungen vor Luther schrieben: „wir erkennen vom tail“ [cit Grimm]. Oder in neuerer Zeit: „We know in part,“ so die New International Version. Nur die deutschen Bibeln lassen sich seit Luther oft das schöne, einprägsame „Stückwerk“ nicht entgehen – angefangen bei Zwingli gleich danach bis hin zu neuen katholisch geprägten Übertragungen. Natürlich kann man auch schreiben: „Unsere Fähigkeit, Zusammenhänge zu erkennen, ist begrenzt.“ So eine der jüngsten Übersetzungen [Bibel in gerechter Sprache]. Man kann so schreiben, aber man muss nicht, und man sollte vielleicht auch besser nicht. Warum kraftlos, warum blutleer, wenn es auch griffig und klar geht?

Unser Wissen ist Stückwerk. Luther wusste, was er tat, und wusste, was er schrieb. Es war auch damals keine naheliegende Wortwahl, und daher fügte er in seinem Septembertestament, also der ersten Ausgabe der Übersetzung, die vor genau 500 Jahren erschien, eine erklärende Randnotiz hinzu. Der Passus aus dem Druck von 1522 ist auf dem Kirchzettel abgedruckt [s. auch unten]. Am Rand wird das Wort Stückwerk wiederholt, und dazu wird die folgende Erläuterung gegeben: „wie wol wyr ym glawben alles haben und erkennen, was Gott ist unnd uns gibt, so ist doch

das selb erkennen noch stuckwerck und unuolkomen gegen der zukunfftigen klarheyt.“

Luther musste das erklären, denn Stückwerk als etwas Unvollkommenes, als etwas Bruchstückhaftes, als das Gegenteil der zukünftigen Klarheit war keine übliche Ausdrucksweise. Glücklicherweise ist das einschlägige Faszikel des Frühneuhochdeutschen Wörterbuchs soeben erschienen [Bd. 11, Lfg. 2, Berlin 2020, Sp. 891 f.], und dort lernen wir, dass es Belege für den Gebrauch des Wortes in diesem Sinn vor Luther nicht gibt. Das Wort hieß eigentlich etwas anderes. Es ist „Arbeit, die nach dem einzelnen abgelieferten Stück entlohnt wird“ [Grimm], also nicht nach Stundenlohn, sondern nach Stückzahl.

Es ist nicht ganz klar, ob der andere Sinn – eben das Unvollkommene, Fragmentarische – von Luther hier erfunden oder nur bei Luther zuerst belegt ist. Es ist vielleicht auch nicht so wichtig, denn in jedem Fall hat es sich so durchgesetzt, wie Luther das sagte und wollte, und in jedem Fall macht das Wort eine klare und kräftige Aussage.

Unser Wissen ist nicht nur irgendwie unterwegs oder vielleicht noch nicht ganz fertig oder halt mal versuchsweise so dahingeredet. In der Hoffnung, dass es „schon noch wird“. Es ist vielmehr grundsätzlich, seiner Natur nach defizient. Das wird nicht noch. Da wächst nichts mehr. Es ist eine kaputtene Tasse. Vielleicht können wir ja unsere Fähigkeiten, Zusammenhänge zu erkennen, noch steigern, vielleicht hier und dort noch etwas dazulernen. Und es ist sicher nicht schlecht, wenn wir es versuchen.

Aber es nützt nichts. Es wird dabei bleiben. So sehr wir uns auch mühen: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild.“ (V. 12a) Der Ausdruck betont das Werkstück-Hafte, das Objekthafte, das Verfertigte, um zu sagen: Und wenn wir uns noch so Mühe geben. Etwa als Professoren: dicke Bücher schreiben. Alles gut nachprüfen und absichern. Es bleibt doch Stückwerk. Es ist Fragment nicht aus mangelndem Fleiß, sondern grundsätzlich. Das menschliche Wissen-Können ist begrenzt, und gerade an einer Universität sollte man das nie vergessen. Das gilt ja nicht nur für unsere Fakultät, sondern für alle Fakultäten. Kluge Menschen wissen nicht nur etwas, sondern sie wissen auch um die Grenzen ihres Wissens.

„Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind.“ (V. 11a) Gewiss – vom siebten bis zum siebzigsten Lebensjahr

weitet sich der Horizont, steigen die Erkenntnismöglichkeiten. Aber wenn man immer mehr erkennt und immer besser erkennt, wenn man weiter und mehr sieht: warum sollte man dann denken, dass dieser Prozess da endet, wo man mit 50 oder 70 Lebensjahren angekommen ist? Warum sollte man denken, dass man dann alles versteht und dass dann nichts mehr kommt? Es ist nicht so, und es ist schon viel, wenn man das eine lernt über die Jahre: Unser Wissen ist Stückwerk.

Doch folgt daraus auch ein Zweites. Wenn man das so ausdrückt, wenn man vom Stückwerk redet, dann verweist man damit auch auf das Ganze. Goethe hat das so formuliert: „Wir würden unser Wissen nicht für Stückwerk erklären, wenn wir nicht einen Begriff von einem Ganzen hätten.“ [Schriften der Göthe-Gesellschaft 21,241, cit Grimm] Das ist das Entscheidende, auch für Luther, auch für Paulus. Denn Paulus sagt ja nicht nur „Wissen ist Stückwerk“, sondern auch „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.“ (V. 10) Das Vollkommene und das Stückwerk – sie verweisen aufeinander. Und vielleicht hat Luther überhaupt nur wegen dieses Verses „Stückwerk“ übersetzt. Denn das Griechische drückt sich hier eigenartig aus: τὸ ἐκ μέρους, „das aus dem Teil“. Da fehlt eigentlich der Gegenbegriff zum Vollkommenen (τὸ τέλειον). Luther hat ihn geschaffen: das Stückwerk.

Da steckt beides drin, das Fragment und das Ganze. Natürlich ist unsere Fähigkeit, Zusammenhänge zu erkennen, begrenzt. Aber es ist ja nicht nur das. Das Stückwerk sagt beides: die Begrenztheit, das Defekte, das Kaputte. Aber zugleich eben auch: das Stück vom Ganzen, der Verweis auf das Vollkommene. „Wir würden unser Wissen nicht für Stückwerk erklären, wenn wir nicht einen Begriff von einem Ganzen hätten.“ Das sagt Goethe. Mit Luther können wir noch einen Schritt weiter gehen: Im Glauben haben wir alles und erkennen wir alles, was Gott ist und gibt. Das ist die kleine Randnotiz, die ich gerade schon zitiert habe.

Es ist kein Zufall, dass unser Text im Hohelied der Liebe steht. Auf den ersten Blick hat Wissen als Stückwerk nicht viel mit Liebe zu tun. Auf den zweiten Blick aber sehr wohl. „Die Liebe höret nimmer auf, wo doch das prophetische Reden aufhören wird und das Zungenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird.“ (V. 8) Auf Lateinisch heißt es da: *scientia destruetur*. Die Wissenschaft wird destruiert. Das muss man sich ausgerechnet in einem Universitätsgottesdienst sagen lassen. Ja, ausgerechnet hier. Ja, unser Wissen, das Wissen, wie wir es hier anhäufen, ist unvollkommen, und es wird vergehen.

Aber wir wissen, was der Kitt ist, was aus dem Stückwerk ein Ganzes macht, was man braucht, um die kaputtene Tasse zu flicken. Es ist nicht die bohrende Erkenntnisbemühung, nicht das immer tiefere Eindringen in irgend ein Fach, nicht Fleiß und Versenkung.

Es ist der Glaube, dass es ein Ganzes gibt. Es ist die Hoffnung, dass es uns zuge-dacht ist. Es ist die Liebe, die sich in freier Zuwendung zum Nächsten wendet, obwohl sie es nicht müsste. Hätten wir das nicht, wäre das Stückwerk nur ein Fragment. Hätten wir das nicht, so würden wir nur durch einen Spiegel in einem dunklen Bild sehen. So aber vertrauen wir darauf, dass wir sehen werden von Angesicht zu Angesicht. „Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ (V. 12b)

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ (V. 13) Amen.

Aus dem „Septembertestament“ 1522 (<https://diglib.hab.de/drucke/bibel-s-4f-257/start.htm>):

<p>(stückwerck) wie wol wyr ym glauben alles ha- ben vnd erkennen/ was Gott ist vnd vns gibt/so ist do- ch das selb erkennē noch stückwerck vñ vnuolkomen gegen der zukunfftigē klar- heyt.</p>	<p>Denn vnser wissen ist stückwerck /vnd vnser weyssagen ist stück- werck/Wenn aber komen wirt/das volkomene/so wirt das stück- werck auffhoren. Da ich eyn kind war/da redet ich wie eyn kind/vñ richtet wie eyn kind/vnd hette kindische anschlege/ Da ich aber eyn man wart/that ich abe was kindisch war. Wyr sehen ytzt durch eyn spiegel ynn eynem tunceln wort/denke aber von angesicht zu anges sicht. Itzt erkenne ichs stücksweyß/denne aber werd ichs erkennen/ gleych wie ich erkennet byn. Nu aber bleybt/glawbe/hoffnung/lies be/dise drey/aber die liebe ist die grossist vnter yhn.</p>
---	--

Auf Adlerflügeln getragen

2. Mose 19,3–6

LUTHERBIBEL

Universitätsgottesdienste, SoSe 22

Mose stieg hinauf zu Gott. Und der Herr rief ihm vom Berge zu und sprach: So sollst du sagen zu dem Hause Jakob und den Israeliten verkündigen: Ihr habt gesehen, was ich an den Ägyptern getan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und euch zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein. Das sind die Worte, die du den Israeliten sagen sollst.

Liebe Gemeinde,

der Geier war's und nicht der Adler. „... wie ich Euch getragen habe auf Adlerflügeln und euch zu mir gebracht“. So zeichnet die Lutherübersetzung das schöne Bild, das wir gerade gehört haben. Gott selbst holt die Israeliten auf Adlerschwingen zu sich. Der Adler – scharfäugig und weitsichtig, hoch am Himmel kreisender König der Lüfte, ein durchaus treffliches Bild für Gott, ohne Frage.

Aber: der Geier war's und nicht der Adler. Einer jener kahlköpfigen Aasfresser, die im Sturzflug herabstoßen, sobald ein totes Tier in Sicht gerät und dann erst einmal untereinander die Fressfolge auskämpfen – weit davon entfernt, als majestätisches Wappentier in Frage zu kommen. Und dennoch ist die zoologisch korrekte Übersetzung des hebräischen Wortes *næšær* (נֶשֶׂר) Geier. Eine andere Stelle beim Propheten Micha zeigt dies deutlich. Dort heißt es (1,16): Schere dir die Haare, mach dich kahl um deiner geliebten Kinder willen, schere dir eine Glatze wie der נֶשֶׂר. Der נֶשֶׂר ist also ein kahlköpfiger Vogel, eben der Geier. „Wie ich Euch getragen habe auf Geierflügeln und euch zu mir gebracht“, so müsste man übersetzen.

Martin Luther – so viel ist unbestritten – hatte ein bewundernswertes Gespür für die Übertragung biblischer Metaphern. Er übersetzte sie nicht immer wörtlich, sondern übertrug sinngemäß und schuf dabei häufig neue prägende Bil-

der. Gott als Geier? Ob Luther selbst und sein Übersetzerkreis diese Alternative bedacht haben, wissen wir nicht. Schon der griechische und auch der lateinische Text des Alten Testaments reden hier eher vom Adler. Ob bewusst oder unbewusst, Luther ist jedenfalls beim Adler geblieben. Aber auch den Bearbeitern der Lutherübersetzung von 2017, die um die zoologische Problematik wussten, war der Gottesgeier ganz offensichtlich zu befremdlich. Auch sie haben es beim Adler belassen.

Aber geben wir dem Geier eine Chance, zumindest für die nächsten 15 Minuten und fragen, was er in unserem Text zu suchen hat.

Wovon erzählt 2. Mose 19? Nach dem Auszug aus Ägypten und der wunderbaren Rettung am Schilfmeer gelangt das Volk Israel an den Gottesberg Sinai. Ein wichtiges Ziel ist erreicht: das Gottesvolk ist am Gottesberg. Und Gott erwartet es bereits. Bevor nun Gott vor aller Augen auf den Berg hinabkommt, die zehn Gebote und das Bundesbuch verkündigt werden, lässt Gott Mose eine kurze Rede ausrichten. In drei Versen bietet sie eine Grundsatzklärung über Grund und Ziel des Exodus. Die Sprache wird hier hochfeierlich; was das Hebräische an poetischen Stilmitteln bereithält, wird aufgeboten: Metaphern, Stilfiguren, akkadische Lehnworte ... Hier muss etwas Wichtiges kommen, und es kommt. Der jüdische Kommentator Benno Jacob hat es sogar als *magna carta* der Gottesbeziehung Israels bezeichnet.

Die Gottesrede beginnt mit einem Rückblick. In wenigen Worten erinnert sie das gesamte Exodusgeschehen: Gott hat Israel aus Ägypten geholt und zu sich gebracht. Alles, was geschehen ist, war seine Rettungstat und doch nur Vorbereitung für das, was jetzt kommt. Das Wörtchen „nun“ markiert die Wende vom Rückblick zum Vorausblick auf die damit gestiftete Beziehung zwischen Gott und seinem Volk. Was ist das Besondere an dieser Beziehung? Sie ist ein Bund zwischen Gott und Israel und sie wird Israel verändern.

Es soll zu einem Königreich von Priestern werden und zu einem heiligen Volk. Damit ist zunächst einmal eine politische Frage aufgeworfen: Israel ist aus der Herrschaft des Pharao befreit, aber wer beherrscht es nun? Was diese *magna carta* im Blick hat, ist eine Theokratie. Gott hat Israel aus dem Herrschaftsbereich des Pharao befreit und zu sich geholt, der Exodus ist auch ein Herrschaftswechsel von der Fremdherrschaft in ein Gott-Königtum.

Zugleich entwirft unser Text eine im Alten Orient geradezu unerhörte Vorstellung. Das Göttliche ist danach alles andere als alltäglich und darf nicht in das Alltägliche einbrechen. Kontakt zum Heiligen braucht seinen eigenen lokalen Bereich (den Tempel), seine eigenen herausgehobenen Zeiten (die Feste), besondere Vorkehrungen (die kultische Reinheit) und sein eigenes Personal (die Priester) – und all das letztlich zum Schutz des profanen, des alltäglichen Lebensbereichs. Treffen Heiliges und Profanes aufeinander, geht das Profane zugrunde: wer Gott sieht, muss sterben. Hier aber werden alle Israeliten zu Priestern und damit der unmittelbaren Gottesgegenwart teilhaftig. Ein Priestertum aller Israeliten, ein heiliges Volk, indem diese Trennung aufgehoben ist.

Dies ist die großartige Vision des Textes. Sie bestätigt sich wenige Kapitel später im feierlichen Vollzug des Bundesschlusses. In 2. Mose 24 übernehmen beliebige junge Männer die vornehmste kultische Aufgabe des Opfern, die sonst den Priestern vorbehalten ist, anschließend wird das ganze Volk, Männer wie Frauen, in einer Art Priesterweihe mit Opferblut vom Altar besprengt. Und am Ende steigen 70 Älteste stellvertretend für das gesamte Volk zu Gott auf den Berg hinauf, schauen Gott und essen und trinken in seiner Gegenwart. Israel ist ein heiliges Volk, die Trennlinie zwischen heilig und profan läuft nun nicht mehr innerhalb Israels, sondern zwischen Israel und den Völkern.

Was für ein Höhenflug – und schon sind wir wieder beim Adler und beim Geier. Beide können in großer Höhe kreisen, aber auch im steilen Sinkflug zur Erde stürzen. Beide sind sie damit treffende Bilder dafür, wie es mit der Geschichte weitergeht. Auf die höchste Gottesnähe folgt der Absturz. In der direkten Fortsetzung des Erzählfadens, wird Israel seinem Gott auf die gravierendste Weise untreu. Es fertigt sich ein goldenes Kalb an, und betet nunmehr dieses an, als den Gott, der es aus Ägypten geführt hat. Ist damit die eben begonnene Geschichte schon wieder am Ende? Eine Totgeburt, bestenfalls etwas für den Geier? Und wie konnte es dazu kommen?

Psychologisch ist dieser Absturz nicht erklärbar, aber darum geht es wohl auch nicht: Was diese Erzählungen vom Gottesberg durchspielen, ist vielmehr eine Reflexion über die Grundmöglichkeiten der Gottesbeziehung. Was passiert, wenn Israel nicht einhält, was gefordert ist? „Meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten“, so hatte es die *magna carta* formuliert. Was passiert, wenn Israel den Bund bricht? Oder andersherum gefragt: Ist nicht all das Leid,

die vielfältigen Katastrophenerfahrungen in der Geschichte, sind sie nicht der Beleg dafür, dass Gott sein Volk wegen dessen Verfehlungen längst verlassen hat?

Die Antwort des Exodusbuches ist ein klares Nein: Gottes Zusage trägt letztlich auch durch den denkbar schärfsten (und absurdesten) Bundesbruch hindurch. Er hält an seinen Zusagen fest, so wie er am Anfang auch die Beziehung gestiftet hat, ohne Zutun Israels ... auf seinen Flügeln hat er es getragen, es selbst zu sich geholt.

Der Neuanfang wird mühsam sein. Er bedarf der beharrlichen Fürbitte des Mose, und er wird auch bei Weiten nicht auf die selbe Höhe der Gottesunmittelbarkeit zurückführen. Aber am Ende steht die Zusage Gottes, an seinem Bund und damit: an seinem Volk festzuhalten; der Bund wird damit neben einer Anforderung zu einer Kategorie der Verlässlichkeit göttlicher Zusagen.

Was hat nun der Geier damit zu tun? Unsere Micha-Stelle führt uns auch hier auf die Spur. Das Bild des kahlköpfigen Geiers gehört dort zusammen mit der Trauer um die verlorenen Kinder. Und tatsächlich galt der Geier im Alten Orient und vor allem im alten Ägypten als ein Symbol des Schutzes. Die als Geier dargestellte Göttin Nechbet ist die Schutzgöttin des Pharao. Dazu gehört, dass man in der Fürsorge der Geier für ihre Jungen den Inbegriff der Elternliebe sah. Hier liegt die Verknüpfung: Gottes Tragen Israels auf Geierflügeln zeichnet ein Symbol seiner Fürsorge und seines Schutzes für sein Volk Israel in den hohen blauen Himmel. Der Geier Gottes ist also ein Bild der Zuwendung Gottes zu seinem Volk, den Kindern Israel, die er aus der Gewaltherrschaft des Pharao befreit, in seine Gegenwart holt und für die er Großes im Sinn hat – und wohl auch einer Zuwendung, die selbst dann weiter trägt, wenn die Kinder die Erwartungen enttäuschen.

Adler oder Geier? Beide Vögel tragen das Ihre dazu bei, den Text verständlich zu machen. Der Adler betont die göttliche Majestät, man könnte sagen, die politische Dimension des Textes, den Herrschaftswechsel von Pharao zu Gott, von Sklaven- zu Gottesdienst. Hier hat die Lutherbibel mit ihrem Adler ihr gutes Recht. Möchte man diese Seite Gottes betonen, dann sind die Adlerschwinge dafür ein treffliches Bild.

Der Geier steht für die elterliche Fürsorge, die ebenso göttlich ist wie die Majestät, die Bereitschaft die Schwinge schützend über die Kinder zu breiten

oder sie dann in den Himmel zu heben, wenn man ihnen das Leben zu schwer macht oder sie selbst gar nicht mehr anschauen mögen. So verstanden, gehört der Geier unbedingt mit dazu. Das ist sein Ort in diesem Text. Möchte man die fürsorgliche Beziehung Gottes zu seinem Volk betonen, dann doch gern – mit dem uns ungewohnten – Bild vom Geier.

Ein Letztes noch, und das ist vielleicht Allerwichtigste: Die *magna carta* von 2. Mose 19,3-6, die Qualifikation der Beziehung zwischen Gott und Volk, das Ausloten ihrer Beständigkeit durch größte Krisen hindurch – all das betrifft das Volk Israel. Das Ideal des Priestertums aller Israeliten markiert gerade die Unterschiedenheit Israels von den anderen Völkern: dieses eine Volk nimmt sich Gott zum Eigentum. Sein Priestertum ist damit ein Priesteramt für die Völkerwelt, die zwar auch Gottes Welt, aber nicht in gleicher Weise von ihm erwählt ist.

Damit steht die Frage im Raum: Was geht uns das an? Es ist und bleibt eine Zusage an Israel. Ja, sie gilt Israel, aber sie ist auch für Israel kein Selbstzweck. In dieser Zusage liegt für Israel eine große Aufgabe an den Völkern.

Mit dieser Bestimmung des Gottesverhältnisses Israels ist auch die Kirche, sind auch wir, bleibend auf das Volk Israel verwiesen. Die Irrwege und das entsetzliche Leid, die auch daraus entstanden, dass die Kirche meinte, sich die Israel geltenden Zusagen greifen zu können wie der Geier das Aas, sind eine bleibende Mahnung.

Der Predigttext lässt hingegen keinen Zweifel daran, dass der tragende Grund für unser Vertrauen in Gottes Verheißung für uns und die gesamte Welt gerade darin liegt, dass er sein zuerst erwähltes Volk nicht verlässt, sondern immer wieder auffängt und weiterträgt. Es ist Verlass auf Gottes tragende Arme – ob sie nun als Adler- oder als Geierflügel daherkommen. Amen.

Zungen des Geistes

Apostelgeschichte 2,1–11

LUTHERBIBEL

Universitätsgottesdienste, SoSe 22

Als der Pfingsttag gekommen war, waren sie alle beieinander an einem Ort. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Sturm und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt und wie von Feuer, und setzten sich auf einen jeden von ihnen, und sie wurden alle erfüllt von dem Heiligen Geist und fingen an zu predigen in andern Sprachen, wie der Geist ihnen zu reden eingab.

Es wohnten aber in Jerusalem Juden, die waren gottesfürchtige Männer aus allen Völkern unter dem Himmel. Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde verstört, denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden. Sie entsetzten sich aber, wunderten sich und sprachen: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, Galiläer? Wie hören wir sie denn ein jeder in seiner Muttersprache? Parther und Meder und Elamiter und die da wohnen in Mesopotamien, Judäa und Kappadozien, Pontus und der Provinz Asia, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Römer, die bei uns wohnen, Juden und Proselyten, Kreter und Araber: Wir hören sie in unsern Sprachen die großen Taten Gottes verkünden.

Liebe Schwestern, liebe Brüder in der Universitätsgemeinde in München!

Kennen Sie die Sprache Chin, einen Dialekt der Falam-Sprachen? Oder sprechen Sie zufällig Santali? Ich vermute: eher nicht; ja, schon so zu fragen, ist ziemlich unhöflich, denn nur sehr wenige Spezialisten kennen Chin, die Sprache eines überwiegend christlichen Distrikts im buddhistischen Myanmar. Nur einige zehntausend Menschen sprechen dieses Idiom überhaupt.¹ Aber auch Santali ist außerhalb des eigenen Kulturkreises so gut wie unbekannt, weil es lediglich im entlegenen Nordwesten Bangladeschs gesprochen wird – von

¹ Die Angaben schwanken stark. Vgl. Wikipedia <https://de.wikipedia.org/wiki/Chin-Staat#Bevölkerung> und die der Schweizerischen Bibelgesellschaft: <https://www.die-bibel.ch/die-bibel/bibeluebersetzung/uebersetzung-der-bibel/> Abrufe 24.05.2022.

einer viertel Million Menschen unter lauter Muslimen. Warum – werden Sie fragen – gehen uns diese beiden Sprachen etwas an? Und die nächste Frage: Was haben diese beiden Sprachen oder ihre Volksgruppen gemeinsam? Es ist vor allem der Umstand, dass beide seit vorigem Jahr über eine vollständige Bibel jeweils in ihrer Sprache verfügen. (Dafür braucht eine Übersetzergruppe heute in der Regel 12 Jahre.) Chin und Santali gehören nunmehr zu den 717 anderen Sprachen, in denen eine Übersetzung der ganzen Bibel verfügbar ist. Diese Möglichkeit haben zurzeit sechs von acht Milliarden Menschen auf dem blauen Planeten.² Zusätzlich können anderthalb Milliarden Menschen wenigstens Teile der Bibel in ihrer Muttersprache hören oder lesen. Damit gehören die Namen der beiden asiatischen Völker und viele hundert weitere neben *die Parther und Meder und Elamiter und die da wohnen in Mesopotamien* aus dem Pfingstbericht der Apostelgeschichte. Auch von den antiken Völkerschaften wissen die meisten Christen heute nur wenig oder gar nichts. Aber sie werden erinnert als die ersten, die in erheblicher Anzahl und in ihrer eigenen Sprache *die großen Taten Gottes* aus dem Munde christlicher Zeugen hörten und aufnahmen. So jedenfalls schildert Lukas die Pfingstgemeinde in Jerusalem in der Rückschau. Sie schließt, wie er schreibt, Menschen *aus allen Völkern unter dem Himmel* ein.

Alle Völker unter dem Himmel? Dieser Anspruch lässt sich nicht mehr steigern. Aber auch das ist wahr – er ist bis heute nicht erfüllt. In fast 3.900 Sprachen dieser Erde gibt es bisher keinen biblischen Text, auch keine Teilübersetzungen. Damit fehlt 320 Millionen Menschen die Möglichkeit, die Bibel in der Sprache zu hören, „darinnen wir geboren sind“ – wie Luther es ursprünglich und wörtlicher übersetzte. Das Programm aus dem zweiten Kapitel der Apostelgeschichte ist noch nicht erfüllt und harret der weiteren Arbeit. 1200 weitere Sprachen sollen darum bis zum Jahr 2038 für Bibeltex te erschlossen werden; so hat es sich jedenfalls der Weltbund der Bibelgesellschaften vorgenommen und findet dafür hoffentlich genügend Unterstützung. Der Anspruch der Pfingstgeschichte wirkt weiter. Wie utopisch und zugleich sehr ernst gemeint das Vorhaben damals war, kann man sich auch mit dem Finger auf einer Karte der Antike klar machen. Wer die Regionen der im Predigttext genannten Sprachen verfolgt, sieht, wie die Völkernamen von Ost nach West

² Schweizerische Bibelgesellschaft ebd.

gereiht sind und anschließend von Nord nach Süd, somit gezielt alle Himmelsrichtungen eingeschlagen werden. Schließlich geht es gegen Ende der langen Liste ins politische Zentrum der damals bekannten Welt. Es wird repräsentiert durch: *Römer, die bei uns wohnen!* „Expats“ sagen wir heute zu denen, die ins Ausland geschickt werden, um dort für längere Zeit Aufgaben zu übernehmen. Sie sind für die jeweiligen Hauptstädte oder Firmenleitungen die Augen und Ohren für das, was die Zentrale bei ihren Entscheidungen wissen und berücksichtigen sollte. Was Expats damals in Jerusalem Überraschendes erlebten, hat offensichtlich in Rom bald nachhaltige Folgen gehabt. Eine beachtliche, eigenständige Gemeinde bildete sich, die der Völkerapostel Paulus in seinem Brief in die Hauptstadt 25 Jahre später mit hohem Respekt wahrnimmt und anspricht. Diese Anerkennung drückt sich auch darin aus, dass er die Glaubensgeschwister im Römerbrief um die Unterstützung für seine Mission bittet. Er will, wie wir wissen, bis nach Spanien, also ans Ende der bekannten Welt, reisen. Wir wissen auch, dass es anders gekommen ist und er in Rom hingerichtet wurde. Aber einige Zeit nach diesem Märtyrertod beschreibt die Apostelgeschichte in ihrem letzten Satz, was noch in der römischen Gefangenschaft möglich war und von ihr in Erinnerung blieb: *Paulus predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesus Christus mit allem Freimut ungehindert.*

Nun hören wir vom Sprachenwunder und der länderübergreifenden Mission meist schon so lange, wie wir uns persönlich an einen Pfingstgottesdienst erinnern, also oft schon seit vielen Jahrzehnten. Da musste diese Geschichte durch ständige Wiederholung natürlich ihren Überraschungscharakter verlieren. Es ist uns selbstverständlich, dass man die „*Botschaft von der freien Gnade Gottes*“ möglichst unmittelbar in die verschiedensten Empfängersprachen überträgt, damit sie bei den Menschen ankommt; also auch ins Falam-Chin oder das Elamitische, ins Santali oder das Parthische, ins Phrygische, Lateinische oder das Deutsche.

Doch wie selbstverständlich ist das? Ist es selbstverständlich, dass eine Heilige Schrift in verschiedene Sprachen übersetzt, im Gottesdienst in der Zielsprache gelesen, gehört und ausgelegt wird? Wir kennen inzwischen in ganz Deutschland, West wie Ost, Tempel, Moscheen und – auch wieder – Synagogen in unseren größeren Städten. Dort pflegt man zumeist einen

anderen Umgang mit heiligen Schriften. Ein ganzer Fächer an Möglichkeiten tut sich da auf: Auf der einen Seite steht die Fixierung auf den fremdsprachigen Text der Wort-für-Wort-Offenbarung im Koran. Übersetzungen aus dem Alt-arabischen dürfen für die Moscheebesucher nur als Hinführung oder Lesehilfe dienen. Auf der anderen Seite stehen Neureligionen, die sich als Fortsetzung und Vollendung der früheren Offenbarungen verstehen und sehr verschiedene ältere Heilige Schriften in ihr eigenes System integrieren und sich somit als den Gipfel aller traditionellen Religionen betrachten. Solche Gruppen wie die Bahai-Gemeinden sind inzwischen auch in Erfurt oder in Leipzig zu Hause. Zwischen diesen Extremen bewegen sich viele Schriftreligionen. Ja, oft erleben sie in ihrer Geschichte verschiedene Phasen mit unterschiedlichen Auffassungen und Entscheidungen. Das wird zunächst gut sichtbar in der Geschichte der jüdischen Geschwister: Die Millionen Juden im alten Alexandria benötigten bis in die Schicht der Hochgebildeten hinein Übersetzungen aus dem Hebräischen in ihre griechische Muttersprache für Gottesdienst, Gebet und Studium. Es gehört zur Tragik der an Tragödien reichen Geschichte dieses Volkes, dass sich das Judentum später von dem Ergebnis der eigenen welthistorisch erstmaligen Bemühungen trennte und den Schatz des griechischen Alten Testaments Christen zum alleinigen Gebrauch überließ. Ohne diesen ererbten Schatz war und ist die christliche Kirche nicht vorstellbar.

Doch auch in der Kirchengeschichte selbst gibt es vergleichbare schwierige Entwicklungen. Trotz der 18 Übersetzungen ins Deutsche, die schon seit über 500 Jahren, also vor Luthers ersten Bemühungen, existierten, hielten Kirchen-obere diese deutsche Sprache für ungeeignet – als Medium der Heiligen Schrift. Latein prägte noch den römisch-katholischen Gottesdienst bis vor 60 Jahren in den liturgischen Teilen. *Wir hören in unserer Sprache die großen Taten Gottes verkünden*, konnte man da vor allem von der Predigt sagen, wenn und weil sie in der Volkssprache gehalten wurde. Natürlich gab es im katholischen Raum auch deutsche Bibelausgaben – weithin in den Spuren des Wittenberger Reformators, aber nur für den persönlichen, nicht für den liturgischen Gebrauch. Insofern näherte sich das Zweite Vatikanische Konzil wieder an das an, was die Pfingstgeschichte für den Anfang der Kirche als Mittel und Ziel der Verkündigung ansah: das Verstehen der Botschaft in der eigenen

Sprache, „darinnen wir geboren sind“, auch im Gottesdienst. (An diesem langfristigen Wandel hatten Münchner und Leipziger Priester aus dem Oratorium des heiligen Philipp Neri keinen geringen Anteil bis hin zu wichtigen Berateraufgabe im Konzil.)

In diesem Jahr erinnern wir Evangelischen uns im September – und mit uns ökumenische Geschwister, wie kulturell und sprachgeschichtlich Interessierte – an die erste Ausgabe des Neuen Testaments, das Martin Luther vor 500 Jahren auf der Wartburg aus dem Griechischen übersetzt und anschließend in Wittenberg mit Philipp Melanchthon intensiv beraten und durchkorrigiert hatte. Wir können festhalten, dass diese Übersetzung in Martin Luthers eigenen Gottesdiensten bereits einen langen Vorlauf hatte. Denn schon zuvor pflegte der akademische Lehrer für seine Predigthörer den biblischen Text in ein verständliches Deutsch zu übersetzen. Und bis an sein Lebensende hat er seine gedruckte Übersetzung ein viertel Jahrhundert lang wieder und wieder gebessert, genauer und verständlicher gefasst. Pfingsten, die Übertragung der göttlichen Botschaft in die verschiedenen Sprachspiele „der Mutter im Hause, der Kinder auf den Gassen und der Männer auf dem Markt“, war für ihn nicht an einem Tag und auch nicht mit mehreren Festtagen geschafft, sondern blieb für ihn und seine Mitstreiter eine lebenslange, ja eine unendliche Aufgabe. Er wollte den Menschen auf das Maul schauen, nicht um ihnen nach dem Munde zu reden, sondern um sie die biblische Botschaft verstehen zu lassen. Noch seine Gegner mussten unwillig anerkennen, dass seine Übersetzung dieses Ziel, d.h. seine Leser, erreichte – schnell, und in großen Auflagen.

Je länger ich diese Mammutaufgabe betrachte, der sich Luther und seine Kollegen über Jahrzehnte in immer neuen Anläufen widmeten, desto größer wird mein Respekt vor dieser Leistung und der eigenen unaufhörlichen kritischen Prüfung der Ergebnisse in Wittenberg. Doch zugleich stehen wir in der evangelischen Kirche seit langem vor der Frage, was wir selbst mit diesem großen Erbe anfangen. Man könnte es möglichst unangetastet lassen, so wie es die Engländer mit der King-James-Bibel tun. Man kann es still und heimlich ändern, an neue Sprachgewohnheiten anpassen, wie das mit dieser Bibel seit Luthers Tod oft genug geschah, ohne darüber Rechenschaft abzulegen. Man kann sie, wie seit über 200 Jahren geschehen, öffentlich für unvollkommen und

veränderungsbedürftig erklären, also darum privat oder kirchenamtlich überarbeiten. Wie intensiv und in welche Richtung das geschieht, ja, ob ein solches Unterfangen überhaupt sinnvoll ist, war und ist im Streit – auch noch während der vierten kirchenamtlichen Revision der Lutherbibel, an der über 70 Expertinnen und Experten von 2006 bis 2016 gearbeitet haben.

Doch die absoluten Urteile, die da von Befugten und Unbefugten gefällt wurden, sind mir im Lauf meines Lebens als Pfarrer, als Lehrer und in Leitungsaufgaben eher etwas fremd geworden. Zunehmend habe ich begriffen, dass auch die deutsche Sprache in verschiedenen Zungen geredet und gehört werden kann. Gerade wenn wir Luthers Übersetzung für ein kostbares und noch heute brauchbares Erbe halten, können wir dankbar sein, dass fast zur gleichen Zeit und oft auch mit denselben Kräften eine ganz andere deutsche Bibel entstanden ist, die Jüngeren den Zugang zu dieser Botschaft erleichtern und *die großen Taten Gottes verkünden* kann. Ich meine die Basisbibel. Sie hält sich – verglichen mit anderen sogenannten kommunikativen Bibelübersetzungen – entschiedener an die biblischen Ausgangstexte, bläht sie nicht mit eigenen Formulierungen auf und schreibt sie nicht in eine eigene Theologie um. Sie findet weithin eine lesbare und hörbare Sprache in heutigem Deutsch und in einer linearen Form der sprachlichen Information. Gerade weil ich selbst nicht an dieser Übersetzung gearbeitet habe, bin ich dankbar, dass sie seit einem Jahr – nicht ohne zwischenzeitliche Überarbeitungen – angeboten werden kann und angenommen wird. Wir werden als Kirche auch in Zukunft darauf angewiesen sein, das zentrale und gemeinsame christliche Erbe zu deuten, für unsere Zeitgenossinnen und Sprachgenossen verstehbar zu halten und die Mutter in Haus und Beruf, die Kinder an ihren Spielgeräten und die Männer am Handels- und Arbeitsplatz in ihrer Sprache anzusprechen. Das wird für viele, ja für die meisten evangelischen Gemeindeglieder die Lutherbibel bleiben. Aber daneben gibt es eine Anzahl weiterer Übersetzungen, die den biblischen Reichtum aufschließen wollen. Ein Vergleich lohnt sich, denn er wirft Fragen auf. Fragen aber gehören dazu, wenn wir uns dem Vater, Jesus Christus und seinem Werk und dem Heiligen Geist zuwenden – um unseres Heiles willen. Und der Friede Gottes, der unseren ganzen Verstand und unsere Sprache in seinen Dienst nimmt, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Luthers „Allein“

Römer 3,21–28

LUTHERBIBEL

Universitätsgottesdienste, SoSe 22

Nun aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart, bezeugt durch das Gesetz und die Propheten. Ich rede aber von der Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesus Christus zu allen, die glauben. Denn es ist hier kein Unterschied: Sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollen, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist. Den hat Gott für den Glauben hingestellt zur Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit, indem er die Sünden vergibt, die früher begangen wurden in der Zeit der Geduld Gottes, um nun, in dieser Zeit, seine Gerechtigkeit zu erweisen, auf dass er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist aus dem Glauben an Jesus. Wo bleibt nun das Rühmen? Es ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch das Gesetz der Werke? Nein, sondern durch das Gesetz des Glaubens. So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

Liebe Gemeinde,

manchmal kommt es tatsächlich auf ein einziges Wort an. In diesem Fall ist es nur ein Füllwort, nicht viel mehr als ein rhetorischer Akzent. Aber von diesem „allein“ hängt viel ab. Die Gewährsleute dafür sind Luthers Gegner. Sie stürzten sich auf dieses Wort, um Luther eine tendenziöse, sprachlich wie sachlich falsche Übersetzungsweise vorzuhalten. „Ein Wörtlein kann ihn fällen“ (EG 362,3). Weil es sich bei „allein durch den Glauben“ tatsächlich um den Hauptartikel des christlichen Glaubens handelt, ließ Luther sich herausfordern und schrieb im September 1530 auf der Coburg den „Sendbrief vom Dolmetschen“. Darin kommt das bekannte „auf das Maul sehen“ vor. Er ist einer seiner klassischen Texte geworden und nicht allein für Sprachhistoriker von Belang.

Wer mit der Auslegung der Bibel befasst ist, macht gelegentlich Entdeckungen. Im Buch der Sprüche stieß ich auf einen typischen Bibelspruch, der in der

katholischen Einheitsübersetzung folgendermaßen lautet: „Des Menschen Herz plant seinen Weg, doch der Herr lenkt seinen Schritt“ (Spr 16,9). Als evangelischer Bibelleser hat man das anders im Ohr: „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der Herr allein lenkt seinen Schritt.“ Bei einer solchen Abweichung hilft nur der Blick ins Hebräische. Es ist, wie erwartet: „allein“ steht nicht da. Aufmerksam geworden, schlug ich weiter nach. „Der Segen des Herrn macht reich, eigene Mühe tut nichts hinzu“, sagt die Einheitsübersetzung (Spr 10,22). Das kennen wir ebenfalls in Luthers Fassung: „Der Segen des Herrn allein macht reich, und nichts tut eigene Mühe hinzu.“ Auch hier fehlt „allein“ im Hebräischen. Im Lied des Mose lesen wir in der Einheitsübersetzung: „Ich will den Namen des Herrn verkünden. Preist die Größe unseres Gottes!“ (Dtn 32,3). Luther übersetzt: „Ich will den Namen des Herrn preisen. Gebt unserm Gott allein die Ehre!“ Im selben Lied gegen Ende: Einheitsübersetzung: „Jetzt seht: Ich bin es, nur ich, und es gibt keinen Gott neben mir. Ich bin es, der tötet und der lebendig macht“ (Dtn 32,39). Luther: „Sehet nun, dass ich's allein bin und ist kein Gott neben mir! Ich kann töten und lebendig machen.“

Offenbar liebte Luther die Zuspitzung, die sich mit dem Wörtchen „allein“ erreichen ließ. Man wird in diesen Fällen nicht behaupten können, dass er falsch übersetzt hat. Er erfasste den gegebenen Sinn sehr wohl. Aber er schärfte ihn nach. Er war über die philologische Genauigkeit hinaus auf Wirkung bedacht. Er übersetzte rhetorisch. Er hat in Römer 3,28 nicht allein das Wörtchen „allein“ hinzugefügt, sondern auch den Satzbau umgestellt. Der Eingriff geht so tief, dass in der revidierten Ausgabe von 2017 eine Fußnote hinzugefügt wurde: „Wörtlich: ‚dass der Mensch aus Glauben gerechtfertigt wird, ohne Werke des Gesetzes‘.“ Luther rückte den Glauben an den Schluss, damit er den Ton kriegt, der nachhallt. Man kann sagen, dass Luther die Worte so wählen wollte, dass sie tun können, wozu Gott sie bestimmt hat: nämlich den Glauben zu wecken. „aus Glauben gerechtfertigt“ – das soll der Römerbrief nicht nur sagen können, sondern auch bewirken. Deshalb „allein durch den Glauben“.

Luthers Wortwahl hat ihre Wirkung getan. Als Faust am Ostermorgen den Gesang der Engel vernimmt: „Christ ist erstanden!“, reagiert er verstört:

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Goethe hätte „jedoch mir fehlt der Glaube“ schreiben können, oder „nur fehlt mir der Glaube“. Aber er lässt Faust bekennen, dass ihm allein der Glaube fehlt.

„So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Bekanntlich steht im Neuen Testament auch das Gegenteil, nämlich im Jakobusbrief: „So seht ihr nun, dass der Mensch durch Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein“ (Jak 2,24). Dort steht im Griechischen das Wort *μόνον* „allein“. Luther mochte diese Aussage nicht, die Paulus strikt zu widersprechen scheint. Umso wichtiger war es für ihn, das „allein“ auch in Römer 3 zu setzen, damit die Alternative ganz klar ist. Von sich aus ist diese Alternative nämlich keineswegs klar, gerade auch unter denen nicht, die sich auf ihren Glauben viel zugute halten und sich, bisweilen sogar mit einem gewissen Stolz, als gläubig verstehen. „Allein durch den Glauben“, das will uns vor allem anderen mit Nachdruck sagen, dass der Glaube kein Werk ist. Diese Behauptung ist insbesondere für religiöse Menschen schwer zu begreifen. Sie kann sie ratlos machen. Aber der Unterschied von Glaube und Werken ist dennoch wahr, und es kommt für den christlichen Glauben darauf an, ihn zu verstehen und zu leben. Was Glaube ist, das kann man gerade an den Werken sehen, nämlich an dem Gegensatz zu den Werken. Was Werke sind, das wissen wir. In dem, was wir tun und machen, erfahren wir uns selbst, unsere Stärke wie unsere Schwäche. Im Handeln spüren wir, wer wir sind. Im Schaffen von Werken ist unser Können, unsere Intelligenz, unser Fleiß, unsere Fähigkeit zur Selbstoptimierung gefragt. In den Werken erfahren wir unsere Macht, etwas zu bewirken, und nicht selten auch unsere Ohnmacht. Auf unsere Werke können wir bisweilen mit Recht stolz sein. Von ihnen hängt ab, wie es mit uns und mit unseren Nächsten und mit unserer Welt weitergeht. Mit unseren Werken können wir auch scheitern.

Ein Mensch malt, von Begeisterung wild,
Drei Jahre lang an einem Bild.

Dann legt er stolz den Pinsel hin
Und sagt: „Da steckt viel Arbeit drin.“

Doch damit wars auch leider aus:

Die Arbeit kam nicht mehr heraus. (Eugen Roth)

Nicht immer ist es so harmlos, wenn Aufwand und Ertrag im Missverhältnis stehen. Zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen guter Absicht und fatalem Ergebnis können sich Abgründe auftun, die schlechthin ratlos machen.

Von den bösen Werken wollen wir gar nicht reden, von dem Erfolg auf Kosten anderer, von blanker Selbstsucht und Heimtücke und Gier. Das reicht heute wieder bis hin zu einem Angriffskrieg, der uns alle erschreckt. Und auch von dem bräsigen Nichtstun wollen wir nicht reden, das sich angesichts absehbar schlimmer Entwicklungen oder fremder Not an die Regel klammert: „Wer nichts tut, macht nichts falsch.“ Auch Nichtstun ist ein Tun, also ein Werk. Unterlassene Hilfeleistung steht mit Recht unter Strafe.

Wenn der Glaube kein Werk ist, wenn man ihn nicht machen kann, dann kann er auch keine Bedingung sein. Das hat kein Geringerer als Jesus gelehrt: „Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so könnt ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich dorthin! so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein“ (Mt 17,20). Eine winzige Menge Glauben würde genügen, dann würde das Unmögliche wahr. Es ist nicht zu bestreiten, dass das gelegentlich stimmt. Enthusiasmus, Überzeugung von der richtigen Sache und selbstloser Einsatz, vor allem wenn er gemeinsam geschieht, können Berge versetzen. Das gilt sogar in diesem schwerfälligen Deutschland, in dem es mehr Bedenkenträger als Verantwortungsträger zu geben scheint. Dann werden unversehens hunderttausende von Flüchtlingen aufgenommen, versorgt und sinnvoll integriert, ohne dass ein Hahn danach krähen muss, und man wundert sich nur, dass das nicht öfter geschieht.

Viele Berge aber sind übergroß. Sie begraben uns eher, als dass sie sich versetzen lassen. Jesus sagt bei anderer Gelegenheit: „Bei den Menschen ist's unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich“ (Mt 19,26). Der Zauberlehrling, dem nichts unmöglich ist, das ist nicht unsere Rolle, und wenn wir es dennoch versuchen, fangen alsbald die Besen zu tanzen an. Der Glaube kann die guten Dinge nicht einfach ins Werk setzen und die schlimmen Dinge beenden. Wie der Glaube kein Werk ist, so ist er auch kein Werk-Zeug. Er ist kein

Bagger, der einen Berg versetzt, oder ein Hebekran, der einen tonnenschweren Waggon wieder ins Gleis hebt, als sei nichts geschehen. Das Unmögliche möglich zu machen, das ist allein Gottes Sache. Deshalb sagt Jesus: „Habt Glauben an Gott!“ (Mk 11,22).

Wenn das Evangelium den Glauben eines Menschen schildern will, legt es ihm das Wort in den Mund: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ (Mk 9,24). Luther hat das im Kleinen Katechismus in die Erklärung des Dritten Artikels gefasst, die jeder Christenmensch sein Leben lang auswendig können soll: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann“. Das heißt, kurz gesagt: „Ich glaube, dass ich nicht glauben kann“, nämlich solange es auf mich ankommt, auf meine religiöse Überzeugung und meinen guten Willen. Von mir aus gesehen kann Glaube nicht funktionieren. Glaube ist kein Werk, genauer: Glaube ist kein Menschenwerk, sondern das Werk Gottes an mir. Ich kann von mir aus versuchen, an Gott zu glauben; aber ich kann nicht garantieren, dass es gelingt. Auf meinen Glauben, wenn ich ihn wirklich brauche, ist kein Verlass. Es gibt ein ebenso schreckliches wie tröstendes Beispiel dafür: Jesus starb nicht mit einem Glaubensbekenntnis, sondern mit dem Schrei: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (Mk 15,34). Es kann deshalb mit dem Glauben nur umgekehrt sein: Gott glaubt an mich. Das allein ist der Grund meiner Seligkeit. „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ So ist das gemeint. „Der Mensch“: Es gilt nicht nur für mich und für uns, sondern für den Menschen schlechthin. Es ist keine religiöse Besonderheit des Protestantismus, sondern allgemein gültige Wahrheit.

Nicht nur Luther hat an dieser Stelle des Römerbriefs einen Pflock eingeschlagen. Das hat schon Paulus getan. Der Abschnitt liest sich kompliziert. Er ist voller Wiederholungen und auch seltener Begriffe. Die Ursache ist, dass Paulus an die Tradition anknüpft. Das tut er gern, wenn er seine Leser überzeugen will. Er holt sie bei ihren eigenen Überzeugungen ab. In diesem Fall zitiert er ein frühchristliches Bekenntnis, das ungefähr so gelautet hat: „Wir werden [...] gerecht [...] durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist. Den hat Gott [...] hingestellt zur Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit, indem er die Sünden vergibt, die früher begangen wurden in der Zeit der Geduld Gottes.“ In diesen Worten kommt zum Ausdruck, wie frühe

Christen versucht haben, den gewaltsamen Tod Jesu zu verstehen: Durch seinen Opfertod wurden die bis dahin begangenen Sünden, mit denen Gott lange Geduld gehabt hat, vor Gott gesühnt. Das Schuldkonto ist sozusagen auf Null gestellt und den Menschen ein neuer Anfang geschenkt worden. Das sind Verstehensmuster, die sich ganz ähnlich auch in der Gemeinschaft von Qumran finden, zum Beispiel in der Gemeinderegel: „Wenn ich strauchle durch die Bosheit des Fleisches, so besteht meine Gerechtigkeit durch die Gerechtigkeit Gottes in Ewigkeit. Durch sein Erbarmen hat er mich nahe gebracht, und durch seine Gnadenerweise kommt meine Gerechtigkeit. Durch den Reichtum seiner Güte sühnt er alle meine Sünden, und durch seine Gerechtigkeit reinigt er mich von aller Unreinheit des Menschen und von der Sünde der Menschenkinder“ (1QS xi 12-15). Abgesehen davon, dass die Qumrangemeinschaft sich nicht auf Jesus bezieht, ist das Denkmuster dasselbe. Das Verhältnis des Menschen zu Gott wird vom Tun des Menschen aus gesehen. Der Mensch hat die Aufgabe, mit seinem Handeln dem Willen Gottes gerecht zu werden. Daran kann er scheitern. Die Sünden können sich zwischen Gott und dem Menschen so sehr anhäufen, dass der Mensch überfordert ist, die Sache zu begleichen. Da schenkt ihm Gottes Güte einen neuen Anfang. Der Mensch kann unbeschwert aufs Neue mit seinen Werken beginnen.

Paulus übernimmt dieses Bekenntnis. Er widerspricht ihm nicht. Aber er setzt seinen eigenen Akzent. Er relativiert das Gesetz als den Maßstab für die Gerechtigkeit des Menschen. Ein äußerer Grund mag gewesen sein, dass Paulus sich mit dem Römerbrief an eine Gemeinde wendet, zu der auch Heidenchristen gehörten. Entscheidend ist aber die daraus folgende Einsicht. Für Paulus stellt es sich dar, als gäbe es ein weiteres Gesetz, nämlich nicht „das Gesetz der Werke“, sondern „das Gesetz des Glaubens“. Dieses Gesetz des Glaubens steht nicht in Gegensatz zu dem überlieferten Gesetz. Paulus sieht beide sogar als identisch an. Das Gesetz des Glaubens sei „bezeugt durch das Gesetz und die Propheten“. Im folgenden Kapitel wird er sich ausführlich auf Abraham beziehen. Aber Paulus liest das Gesetz anders. Für ihn gibt es vor Gott eine Gerechtigkeit „ohne Zutun des Gesetzes“. Diese Gerechtigkeit hängt nicht davon ab, dass der Mensch mit seinem Tun und Sein den im Gesetz offenbarten guten Willen Gottes erfüllt. Diese Gerechtigkeit kommt vielmehr „durch den Glauben an Jesus Christus zu allen, die glauben“.

Der Tod Jesu ist für Paulus nicht nur eine menschliche Sühneleistung, um den Hunger Gottes nach Gerechtigkeit zu stillen. Der Tod Jesu hebt vielmehr das ganze religiöse System aus den Angeln. Paulus sieht in dem Geschick Jesu Gott selbst am Werk. Seit er vor Damaskus dem Auferstandenen begegnet zu sein meint, versteht Paulus Jesu Tod allein als Gottes Tat, trotz allem, was sich dabei an menschlicher Bosheit und menschlichem Irrtum abgespielt haben mag. „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung“ (2. Kor 5,19). Diese Versöhnung steht über den Rechenkünsten, nach denen sich Gerechtigkeit unter Menschen bestimmt, selbst wenn sie sich nach dem Maßstab der Tora richten. Die Geltung dieses Maßstabs steht auch nicht in Frage. Aber Gott selbst setzt sich darüber hinweg, wenn es um die Rechtfertigung des Menschen geht. Er, der ja die Tora gegeben hat, hat das Recht und hat die Macht, seine eigene Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, die er dem Menschen zuspricht, aus reiner Liebe und weil es ihm so gefällt, „auf dass er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist aus dem Glauben an Jesus.“ Hier setzt Luther noch ein weiteres „allein“, das ebenfalls kein griechisches Äquivalent hat: Gott allein ist gerecht und bestimmt, was und wer gerecht ist. Deshalb lässt Paulus auch das tradierte Bekenntnis nicht stehen, wie er es fand. Er fügt hinzu: „ohne Verdienst aus seiner Gnade“, und „für den Glauben“.

Die Gerechtigkeit Gottes kann der Mensch nur annehmen, im doppelten Sinn von annehmen: für wahr halten und für sich selbst akzeptieren als Gottes Geschenk, das es ist. Darauf einbilden kann er sich nichts; denn es geschieht ja „ohne Verdienst“. Er trägt nichts dazu bei. „Wo bleibt nun das Rühmen? Es ist ausgeschlossen.“ Das ist auch das Ende der Eitelkeit, und speziell einer religiösen Eitelkeit. „Es ist hier kein Unterschied: Sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes“. Das ist zugleich der Beginn einer Gemeinschaft, in der keiner auf den anderen herabsieht, weil alle wissen, dass sie allein durch Gottes Gnade sind, was sie sind. Das Hauptstück des christlichen Glaubens ist das Ende der Selbstgerechtigkeit und eine große Befreiung. „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Amen.

Eine stroherne Epistel

Jakobus 2,14–18

LUTHERBIBEL

Universitätsgottesdienste, SoSe 22

Was hilft's, Brüder und Schwestern, wenn jemand sagt, er habe Glauben, und hat doch keine Werke? Kann denn der Glaube ihn selig machen? Wenn ein Bruder oder eine Schwester nackt ist und Mangel hat an täglicher Nahrung und jemand unter euch spricht zu ihnen: Geht hin in Frieden, wärmt euch und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht, was der Leib nötig hat – was hilft ihnen das? So ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, tot in sich selber. Aber es könnte jemand sagen: Du hast Glauben, und ich habe Werke. Zeige mir deinen Glauben ohne die Werke, so will ich dir meinen Glauben zeigen aus meinen Werken.

Liebe Gemeinde,

am Kalenberg bei Wien gab es einen Pfaffen. Dieser hatte Besuch von einer Herzogin. Nach dem gemeinsamen Wein war der Herzogin am Abend kalt. Aus Ermangelung an Brennholz ging der Pfaffe in die nahegelegene Kapelle und kam mit 12 hölzernen Figuren der Apostel wieder, um diese im Ofen zu verbrennen.

Nachdem er die ersten 11 Apostel unter großem Protest der Figuren in den Ofen geschoben hatte, kam er zu Jakobus. Zu diesem sprach er: „Ich muss auch Dich verbrennen [...] Nun bück dich, Jeckel, du musst in den Ofen, selbst wenn du der Papst über allen Bischöfen wärest, die Stube muss warm werden.“

Es war diese satirische Geschichte aus der spätmittelalterlichen Schwankromanliteratur, die Luther zu der drastischen Aussage bewogen hat, er wolle mit dem Jakobusbrief den Ofen heizen. Die Geschichte mag den einen oder anderen von Ihnen an den nächsten Winter denken lassen; der Brennwert des Jakobusbriefes wäre aber wohl doch zu gering, um die Stube warm zu bekommen; selbst als Papier zum Anheizen wäre der Umfang des Briefes womöglich zu knapp.

Zum Verbrennen des Jakobusbriefes in einem Ofen passt dann auch Luthers berühmtes Urteil im Septembertestament von 1522, der Brief sei eine recht

stroherne Epistel. Laut dem Wörterbuch der Gebrüder Grimm verbindet sich hier die leichte Brennbarkeit von Stroh mit der Vorstellung „des nichtigen, eiteln, leeren, wertlosen in mannigfachen schattierungen“.

Doch, was an dem Brief hat Luther so gestört, dass er sich zu solch drastischen Äußerungen über einen kanonischen Bibeltext hat hinreißen lassen? Luthers Gegner haben die Aussagen des Jakobusbriefes immer wieder gegen Luthers reformatorische Einsicht angeführt. Die Frage „Kann denn der Glaube den Menschen selig machen?“ oder die Formulierung, dass der Glaube ohne Werke tot sei, steht in einer Spannung zu Luthers reformatorischer Einsicht, dass der Mensch allein aus Glauben gerecht werde.

Luther konnte hier richtig emotional werden, nicht zuletzt, weil diese Einsicht für ihn biographisch und existentiell so bedeutsam war. Trotz intensiven Ringens mit dem Text, konnte er sich in manchen Situationen des Wunsches nicht erwehren, den Text am liebsten zu verbrennen oder aus der Bibel zu stoßen. Eine solche emotionsgesteuerte Reaktion ist nur allzu menschlich. Wenn das Problem verursachende Ding nur nicht mehr da wäre, dann hätte ich das Problem erst gar nicht; Luthers Gegner könnten sich auf den Brief nicht mehr berufen. Einige von Ihnen werden vielleicht auch schon einmal insgeheim den Wunsch gehegt haben, den Computer aus dem Fenster zu werfen, wenn Windows wieder einmal nicht tut, was es soll und Ihnen wertvolle Lebenszeit raubt.

Doch wie sieht es nun im neutestamentlichen Text aus?

- Kann man dem Jakobusbrief wirklich nur beikommen, indem man ihn in den Ofen wirft?
- Steht der Jakobusbrief tatsächlich in einem absoluten Gegensatz zu Paulus, so wie Luther es wahrnahm?

Schauen wir uns dazu die Situation an, die der Jakobusbrief uns hier vor Augen stellt. Jakobus spricht die Worte des Predigttextes in einem Kontext, in dem es um sichtbare soziale Unterschiede in der Gemeindeversammlung geht. Reiche und Arme sollen in der Gemeindeversammlung gleichbehandelt werden. Reiche und Arme sollen jeweils nicht nach ihrem sozialen Status beurteilt werden. Das gebietet das Nächstenliebegebot. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, heißt es in Lev 19,18; von dort mehrfach im Neuen Testament zitiert,

in den synoptischen Evangelien (Mt 22,39), bei Paulus (Röm 13,10; Gal 5,14) und in Jak 2.

Das Problem von Armut und Reichtum wird nun im Predigttext vertieft. Ein Bruder oder eine Schwester ist ohne Kleidung und ohne Nahrung. Eine Person in extremer Armut; ihr mangelt es an den existentiellen Grundlagen des Lebens, dem Schutz vor Kälte und Hitze und an dem täglichen Brot. Eine Situation, die in Mitteleuropa zum Glück recht selten ist. Angesichts der vom Krieg in der Ukraine beförderten Hungersnöte in zahlreichen Teilen der Welt, aber gerade besonders am Horn von Afrika bittere Realität ist.

Zahlreiche frühjüdische Texte, auch die neutestamentlichen Texte sehen es als elementare Pflicht, diese Lebensgrundlagen den Bedürftigen zu geben. An dieser Tradition orientiert sich der Jakobusbrief. Zur Hilfe ist hier nicht das Individuum aufgefordert, sondern die Gemeinschaft als Gesamte ist unterhaltspflichtig. Die Hilfe für die Armen ist hier nicht als einmaliger Akt vorgestellt, sondern als dauerhafte Hilfe der Gemeinschaft zur Existenzsicherung – möglicherweise denkt Jakobus an eine Art geordnetes Spendenwesen zur Unterstützung der Armen.

Die Kritik des Jakobus richtet sich also an untätige Christen. Solche, vielleicht selbst sehr vermögend, die nichts tun, die den Armen nicht helfen und womöglich dazu noch ihre eigene Frömmigkeit anderweitig öffentlich zur Schau stellen; solche, die sich auf die faule Haut legen und davon ausgehen, ihnen sei ohnehin schon alles und vor allem die eigene Rettung von Gott geschenkt. Untätigkeit von Christusgläubigen war offensichtlich ein Problem, mit dem frühchristliche Gemeinden konfrontiert waren.

Untätigkeit und Glauben passen aber für Jakobus nicht zusammen. Vor diesem Hintergrund sind nun die Aussagen von Jakobus zum Glauben zu lesen:

Ein Glaube ohne Werke ist tot – nicht im Sinne von „mausetot“; nicht werktätiger Glaube ist leblos, er ist kraftlos. Und auch der vielzitierte Spitzensatz muss vor dem Hintergrund liebesfauler Christen gelesen werden. Der Mensch wird aus Werken gerecht und nicht aus Glauben allein.

Dass Jakobus im Neuen Testament mit einer solchen Überzeugung aber nicht allein ist, zeigt z.B. schon das Gleichnis vom Nadelöhr. Es gehe eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelange.

Und auch Paulus ist moralisch gebotenes Verhalten nicht einfach egal. Auch für ihn ist die Liebe die zentrale Metanorm für das eigene Verhalten. Auch er kennt die Vorstellung, dass die Werke der Christen im Gericht beurteilt werden, sie unterliegen einer Feuerprobe, wie im 1Kor zu lesen ist:

„Wenn aber jemand auf den Grund baut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stroh, so wird das Werk eines jeden offenbar werden. Der Tag des Gerichts wird es ans Licht bringen; denn mit Feuer wird er sich offenbaren. Und von welcher Art eines jeden Werk ist, wird das Feuer erweisen. Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebaut hat, so wird er Lohn empfangen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden, doch so wie durchs Feuer hindurch.“

Das Feuer dient hier nicht der Vernichtung oder Bestrafung des Sünders, es geht Paulus hier nicht um die spätere Vorstellung eines Fegefeuers; die Rettung des Menschen steht außer Frage. Vielmehr handelt es sich um eine Feuerprobe der Werke.

- Werke, die Gold, Silber oder Edelsteinen gleichen, werden die Feuerprobe bestehen;
- Hölzerne Werke verkohlen vielleicht nur;
- leicht brennbare Werke werden der Feuerprobe nicht standhalten.

Wenn Paulus aber von den Werken des Gesetzes redet, dann meint er etwas anderes als Jakobus, der nur von den Werken im Sinne von Taten spricht. Paulus geht es nicht um untätige Christen. Wenn er von den Werken des Gesetzes spricht, die nicht gerecht machten, ist etwas anderes gemeint. Paulus bezieht sich auf die Werke des Gesetzes vorrangig im Kontext der Frage, wie Nicht-Beschnittene aus den Völkern in das Heilsgeschehen Gottes miteinbezogen werden. Darum gab es nämlich einen großen Streit in der jungen christlichen Bewegung, namentlich zwischen Paulus und Petrus in Antiochien. Und hier ist die Antwort von Paulus: Nicht durch die Befolgung des Gesetzes inklusive der Beschneidung, sondern durch den Glauben wird der Mensch gerecht. Umgekehrt ist es bei Jakobus nicht so, dass er von der Möglichkeit der Selbsterlösung durch Taten ausgeht. Auch bei ihm retten nicht die Taten als solche; die Werke sind bei ihm keine Möglichkeit der Gnadenvermehrung. Der Mensch macht sich nicht selbst gerecht; das liegt auch bei Jakobus in Gottes Hand.

Am Ende bleibt aber doch ein Unterschied. Während für Paulus die Rettung des Christen außer Frage steht, auch wenn er durch die Feuerprobe abgebrannt vor seinem Schöpfer steht, fragt Jakobus:

„Kann denn der Glaube allein retten?“

Die Frage liegt nun an uns, wie wir diesen Unterschied beurteilen. Ist es ein fundamentaler, unüberbrückbarer Widerspruch oder doch eher eine Meinungsverschiedenheit bei sonst nicht übersehbarer theologischer Übereinstimmung. Ich tendiere zu letzterem.

Ein Brief, um den Ofen zu heizen? Das hat Luther dann zum Glück doch nicht getan. Er ist zwar in der Lutherbibel in den Anhang gerutscht, aus der Bibel geworfen hat Luther ihn aber doch nicht. Im vielstimmigen Chor des Neuen Testaments ist er eine wichtige Stimme. Er hält uns vor Augen, was die Heilzusage Gottes in Jesus Christus nicht bedeuten kann – nämlich sich auf der faulen Haut auszuruhen und sich im Glanz der zugesprochenen Gnade zu sonnen. Amen.

Buchstabe und Geist

2. Korinther 3,3–6

LUTHERBIBEL

Universitätsgottesdienste, SoSe 22

Es ist offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid durch unsern Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln der Herzen. Solches Vertrauen aber haben wir durch Christus zu Gott. Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Liebe Gemeinde!

Wie erreicht man die Menschen? Wie bringt man seine Botschaft zu den Köpfen und zu den Herzen? Das ist ein universelles Problem der Kommunikation. Dieses Problem beschäftigt die Religion ebenso wie alle anderen Instanzen, die etwas „rüberbringen“ wollen. Heute stehen uns, technisch gesehen, unzählige Kanäle zur Verfügung, um die Leute in jeder Sekunde anzusprechen. Jederzeit können wir uns Sprachnachrichten oder Videos schicken. Ganze digitale Industrien sind darauf ausgerichtet, unsere Aufmerksamkeit zu erhaschen und möglichst gewinnbringend zu verwerten. Wer etwas von Wert und Wichtigkeit zu sagen hat, fragt sich: Wie können zentrale Botschaften denn noch verfangen im ständigen Strom der Nachrichten? Und die sogenannten Nutzer sehen sich überfordert, uns beschleicht das Gefühl, immer weniger zu wissen, was überhaupt das Wesentliche sein könnte. Heute scheint zu gelten: Je erreichbar, desto unerreichbarer.

Wie erreicht man die Menschen? Der Apostel Paulus konnte keine Sprachnachrichten und keine Videos verschicken. Trotzdem war die junge christliche Gemeinde in der griechischen Stadt Korinth vielen Eindrücken ausgesetzt – in der Hafenstadt gab es diverse Verlockungen und konkurrierende Angebote, auch Konkurrenz ums Seelenheil. Ein Supermarkt der Religionen, sagt man heute manchmal. Lange war Paulus in Korinth gewesen, er hatte die Gemeinde

aufgebaut und sie in seinem ersten Brief auch mit vielen Ermahnungen versorgt. Nun aber war Paulus abwesend.

Er wurde an vielen Orten gebraucht. Wandernde Prediger, dubiose Seelenfänger empfahlen sich stattdessen der Gemeinde in Korinth, und sie taten dies auch mit Empfehlungsschreiben, die sie über berechnete Zweifel erhaben machen sollten.

Das ist der Zusammenhang, in dem unser Predigttext einsetzt, der zunächst vielleicht ein wenig rätselhaft klingt – der Apostel stellt klar: Ich, Paulus, der ich die frohe Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Jesus überall verbreite, ich brauche gar keine schriftlichen Referenzen. Der Brief, der von der wahren Botschaft handelt, das ist doch sozusagen die Gemeinde selbst! Und so kann jede Gemeinde, in der das Evangelium wirkt, so sagt es Paulus, „ein Brief Christi“ genannt werden. Ein Brief Christi – der ist aber „nicht mit Tinte“ geschrieben, heißt es da – er ist also nicht von welchem analogen oder digitalen Medium auch immer abhängig –, sondern, so sagt Paulus, er ist geschrieben „mit dem Geist des lebendigen Gottes“.

Wie erreicht man die Menschen? Zunächst haben wir es hier mit einer verblüffenden Lösung für die Kommunikationsprobleme des Apostels Paulus zu tun. Trotz seiner vielen Missionsreisen und Predigten konnte er ja nicht überall gleichzeitig zugegen sein. Zum einen schrieb er deshalb seine Briefe an die Gemeinden in Thessalonich, in Ephesus, in Rom und so weiter – und zwar an alle, nicht an einzelne; und dort in den Gemeinden wurden diese Briefe von Paulus dann allen vorgelesen, und sie verwandelten sich damit wieder zu einer mündlichen Predigt, obwohl der Absender fern war. Das allein reichte aber noch nicht, um eine christliche Kirche zu begründen und zu festigen; die Botschaft musste auch einen Keim der Selbstorganisation pflanzen, und dieser Keim war der Glaube selbst.

So stand der Apostel in einem ganz besonderen Verhältnis zwischen dem Medium der Schrift und der unmittelbaren Verkündigung. Die Gesetze des Moses waren auf Tafeln aus Stein festgehalten, aber die Schrift des Neuen Testaments war zu diesem Zeitpunkt, als Paulus seine Briefe schrieb, noch gar nicht fixiert.

Jesus von Nazareth hatte selber nichts Schriftliches hinterlassen. Die Offenbarung wurde dann zunehmend schriftlich niedergelegt, sonst hätte sie sich nicht

in alle Welt verbreitet; aber auch das, was schriftlich ist, braucht die Auslegung, die Verkündigung, die Predigt, den menschlichen Austausch. Und deswegen ist das Amt der Kirche, obwohl es der Schrift bedarf, bis heute ein mündliches Amt – darum geht es hier –, ein Amt der lebendigen Begegnung. Der „Brief Christi“ ist etwas Geistliches, nicht etwas Mediales; es gibt die Gemeinde also nicht nur in der Bibel und auch nicht nur im Gemeindebrief, wenn er bloß ein Text bleibt. Christen lassen möglichst den Glauben *sprechen*, auch dort, wo geschrieben wird. Keine Schriftreligion ist das, auch keine Privatreligion, sondern eine Wortreligion. Das gehört auch zum Projekt des Menschens, von dem wir im Evangelium gehört haben.

Wenn aber nun christlich geredet werden darf und soll, und wenn eine feststehende Schrift nicht die einzige Orientierung dabei bietet – dann stellt sich doch sehr dringlich die Frage: Woher soll man denn nur die Worte nehmen? Nicht rhetorische Meisterleistungen um ihrer selbst willen, sondern etwas Innerliches, das doch mit äußerlichen sprachlichen Mitteln die Herzen erreicht – das ist der apostolische Weg, sagt Paulus, das ist seine Sendung. Und das lässt sich durch nichts bewerkstelligen als durch Eingebung, durch Inspiration, das ist das Wirken des Geistes. „Dass wir tüchtig sind, ist von Gott“, sagt Paulus hier also – bescheiden und stolz zugleich. Denn das ist tatsächlich eine große Zusage und zugleich eine große Zumutung: dass es „nur“ der Glaube schon richten werde, dass man die Menschen erreicht, das kommt hier als starke Hoffnung daher, aber man muss sich das auch erst einmal trauen, sich derart darauf zu verlassen, die Werkzeuge der Kommunikation nicht selber in der Hand zu haben.

Das ist gewissermaßen die große Geschichte der christlichen Verkündigung, dass diese Inspiration mal zu klappen scheint und mal gehörig schiefgehen kann. Aber die Bibel ist tatsächlich von dieser Idee beseelt. In der Apostelgeschichte (18, 4.9-10) wird über das Wirken des Paulus in Korinth berichtet: „Und er lehrte in der Synagoge (...) und überzeugte Juden und Griechen. (...) Es sprach aber der Herr durch eine Erscheinung in der Nacht zu Paulus: Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht! Denn ich bin mit dir.“ Schon Moses war kleinmütig besorgt, dass ihm das rhetorische Talent fehlte, er sagte zu Gott: „Ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge.“ Woraufhin ihm Gott antwortete: „Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? (...) Habe

ich's nicht getan, der Herr? So geh nun hin: Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst.“ (2. Mose 4, 10-12) Ähnlich hofften die Propheten auf Inspiration, und Jesus sagt im Markusevangelium (13,11) zu seinen Jüngern: „Sorgt euch nicht vorher, was ihr reden sollt; sondern was euch in jener Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid's nicht, die da reden, sondern der Heilige Geist.“

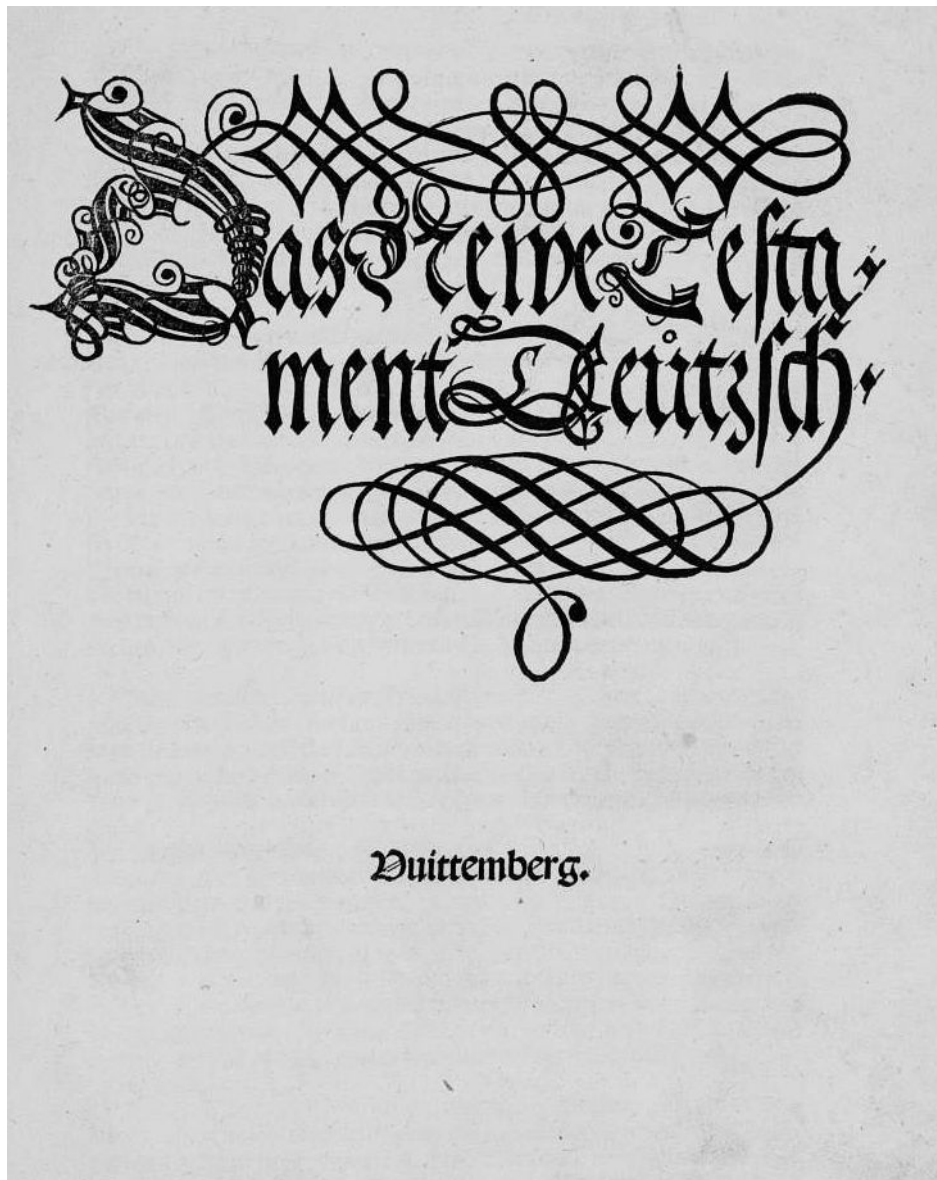
Diese Inspirationshoffnung ist anspruchsvoll genug, auch wenn sie dem Gläubigen, der sprechen und wirken soll, eigentlich als Entlastung dienen soll; und auch der Apostel Paulus tröstete sich damit darüber hinweg, dass es ihm immer wieder mal nicht gelang, einen glänzenden Auftritt hinzulegen, denn das war für ihn einfach nicht das Entscheidende. Aber Paulus belässt es an dieser Stelle des 2. Korintherbriefes nicht damit, es geht ihm noch um mehr als nur darum, Tipps für die christliche Verkündigung zu erteilen und sein Verständnis seines Auftrages zu erläutern. Nach dem Bild von der Gemeinde als Brief, der kein gewöhnlicher Brief ist, spitzt Paulus die Gegensätze noch einmal zu und schreibt: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“

Das ist so eines dieser Donnerworte der Bibel. Was soll das bedeuten? Die Spannung von Schrift und Glauben entscheidet Paulus hier mit einem lauten Knall zugunsten des Glaubens an den neuen Bund durch Christus. Der pure Schriftgehorsam, will er sagen, bleibt ohne den Christusglauben seelenlos. Der Buchstabe tötet natürlich nicht wirklich Menschen, wie hier suggeriert wird, sondern höchstens den Sinn, der fehlt, wenn der Geist fehlt. Dieses Wort vom Buchstaben und Geist hat denn auch mehrere starke Wirkungen in der Geschichte gehabt. Zum einen hat es als Formel für ein antijüdisches Klischee gedient, nämlich für die Behauptung, dass angeblich sklavischer Gesetzesglaube das Einzige sei, was das Judentum ausmache. Zum anderen wurde dieser Gegensatz oft als theologische Auslegungs-Formel verwendet: Man solle nicht (oder nicht immer) am reinen Wortlaut der Bibel hängen, sondern nach dem Sinn fragen. Das ist zwar sicher oft auch richtig – zum Beispiel kann Überwindung des Buchstabenglaubens auch bedeuten, dass man manches in den Briefen des Paulus selbst heute auch im christlichen Sinn überwinden kann, was historisch bedingt ist, etwa wenn er sagt, die Frauen sollten in der Kirche schweigen. Aber man kann es mit der Loslösung der Deutung von der Schrift

auch übertreiben – man kann sich ja nicht alles schönreden, was nun mal so überliefert wurde.

Martin Luther, in dessen Übersetzung wir diese Worte hören, war zwar auch an der antijüdischen Deutung des Paulus nicht unschuldig, Luther hat aber zugleich auch den Weg gewiesen, wie man den krassen Gegensatz, den Paulus hier herstellt, auch wieder versöhnen kann: Den konkreten Text der Bibel insgesamt, um dessen Pflege und genaueres Verständnis man sich bemüht, darf man auch als Verlautbarung des Geistes sehen. In menschlichen Worten wirkt das Evangelium, das ist ein Ideal, eine Hoffnung, die man als wirklich inspirierend ansehen kann.

Wie erreicht man die Menschen? Paulus' Lehre von der christlichen Kommunikation macht es uns nicht gleich leichter, er gibt uns keine Marketingtipps. Aber ein wenig mehr Gespür fürs Wesentliche, das wäre für mich schon mal ein Anfang, dazu kann der Apostel einen Anstoß geben. Ich wünsche uns nun allen eine gewisse Unerreichbarkeit, im medialen Sinne; und dafür eine bessere Erreichbarkeit, im Sinne der Suche nach dem Geist. Amen.



Septembertestament

Erste Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments,
Wittenberg 1522, Titelblatt

Exemplar der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel

Siehe dazu:

Danke, Luther. Vor einem halben Jahrtausend übersetzte der
Reformator die Bibel ins Deutsche. Eine Laudatio.

Von Johan Schloemann, Süddeutsche Zeitung vom 18.12.21

<https://www.sueddeutsche.de/meinung/martin-luther-bibel-uebersetzung-1521-sprache-1.5490476>

Die Predigten hielten:

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Kristin Weingart, geb. 1974, Dr. theol., Professorin für Literaturgeschichte des Alten Testaments und Geschichte Israels an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christoph Kähler, geb. 1944, Dr. theol., Professor für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig (bis 2001), Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen (2001–2009), Leitung der Revision der Lutherbibel 2017.

Christoph Levin, geb. 1950, Dr. theol., Dr. theol. h.c., Professor em. für Altes Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jan Heilmann, geb. 1984, Dr. theol., Professor für Neues Testament (Schwerpunkt Neues Testament und griechisch-römische Kultur) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Johan Schloemann, geb. 1971, Dr. phil., Studium der klassischen Philologie und Philosophie, Redakteur bei der Süddeutschen Zeitung (Politikressort).

